

Baumwollanbau in Deutsch-Ostafrika. Dernburg gelang es, hierfür auch Heinrich Otto, Friedrich Engels und Fritz Otto zu gewinnen. Albert Melchior beteiligte sich nicht. Auch ein Konsortium um Konrad Gminder war zu einem entsprechenden Unternehmen bereit. Gleichzeitig wurde unter Federführung von Heinrich Otto und dem Stuttgarter Bankier Albert Schwarz die «Victoria-Nyanza-Dampfschiffahrtsgesellschaft» gegründet.

Als mit der Anlage der Otto-Plantage in Kilossa begonnen wurde, war die Ostafrikanische Zentraleisenbahn erst zu kleinen Teilen gebaut. Über eine Strecke von 380 km mußte das gesamte Material von Trägerkolonnen in Traglasten zu 30 kg befördert werden, wofür ca. vierzehn Tage benötigt wurden. Der heute in wenigen Stunden absolvierte Flug von Europa nach Ostafrika dauerte damals als Schiffsreise noch über drei Wochen. Der Bericht Fritz Ottos über eine solche Reise von Marseille nach Daressalam im Jahre 1913 wird mitgeteilt.

Das von der Kolonialverwaltung für die Pflanzen empfohlene Gebiet lag zwar an der Trasse der Ostafrikanischen Zentralbahn, war aber, wie es sich später herausstellte, hinsichtlich der Bodenqualität und des Klimas für den Baumwollanbau nicht so ganz geeignet. Ein besonderes Problem stellte der Mokontokwafluß dar, an dem Kilossa liegt. Nach jeder Regenzeit war sein Lauf verändert, und seine versumpfte Umgebung bildete eine Brutstätte der Anophelesmücke, der Überträgerin der Malaria.

Ausführlich schildern die Verfasser die Bemühungen um den Aufbau der Plantage. Seit 1909 wurden für die Bearbeitung des gerodeten Urwaldbodens Dampfpflüge eingesetzt. Wie es sich zeigte, trug das auf die Dauer zur Verschlechterung des Bodens bei. Auch die Qualität der erzeugten Baumwolle entsprach nicht den Erwartungen. So kann es nicht verwundern, daß 1913, im letzten vollständigen Geschäftsjahr, rechnerisch zwar ein kleiner Reingewinn erzielt werden konnte, angesichts des notwendigen Investitionbedarfs aber an eine Gewinnentnahme auf Jahre hinaus nicht zu denken war. Im selben Jahr 1913 betrug in den Spinnereien in Unterboihingen und Wendlingen der Anteil der amerikanischen Baumwolle nach wie vor 85 %, und jener aus der Pflanzung Kilossa erreichte erstmals 5 %. Im Blick auf die Resultate muß das Unternehmen in Kilossa als Fehlschlag bezeichnet werden. Ein spektakulärer Zusammenbruch wie bei vergleichbaren Unternehmen der Konkurrenz blieb der Firma Otto wegen des Ausbruchs des Ersten Weltkriegs erspart. Fehlschlagen war auch das koloniale Erschließungsprogramm des Deutschen Reiches.

Der Band beschreibt ausführlich den landesgeschichtlich bedeutsamen Versuch weitblickender Unternehmer, für den Industriestandort Württemberg die Rohstoffbasis zu sichern. Die zahlreichen Abbildungen veranschaulichen die Bemühungen um den Aufbau der Plantage und das koloniale Umfeld.

Hans Binder

JÖRG HASPEL: **Ulmer Arbeiterwohnungen in der Industrialisierung. Architekturstudien zur Wohnreform in Württemberg.** (Forschungen zur Geschichte der Stadt Ulm, Band 22). Kommissionsverlag W. Kohlhammer Stuttgart 1991. 459 Seiten mit 173 Abbildungen. Kartoniert DM 78,-

Die Bedrohung der bürgerlichen Gesellschaft, die von den schlechten Lebens- und Wohnverhältnissen des entstehenden Industrieproletariats ausging, veranlaßte konservative Sozialtheoretiker seit Mitte des 19. Jahrhunderts, darüber nachzudenken, wie die Proletarier von kommunistischen und sozialistischen Einflüssen abgehalten werden könnten. Die Besitzlosigkeit des Proletariats erschien als das Hauptproblem, und daher wurde das Ziel propagiert, den Proletariern nach dem Vorbild der englischen Cottages den Besitz von Kleinhäusern zu ermöglichen. In der Praxis der deutschen Wohnungsbaupolitik erlangte dieses Leitbild, das der Integration der Arbeiter in die bürgerliche Gesellschaft diente, aber erst nach dem Zweiten Weltkrieg eine nennenswerte Bedeutung. Vorher und namentlich im Kaiserreich lebten die allermeisten Arbeiter in den außerordentlich beengten Wohnverhältnissen der Mietskasernen. Den meisten Familien standen nur ein oder zwei Zimmer zur Verfügung. In der Regel hatte nicht einmal jedes Familienmitglied ein eigenes Bett; dies auch deswegen nicht, weil die Arbeiterfamilien, um Mietkosten zu sparen, vielfach gezwungen waren, Untermieter, sog. Schlafgänger, zu beherbergen. Diese Lebensverhältnisse wurden nicht nur als Nährboden der Sozialdemokratie gesehen. Die halb-offenen Wohnformen der Arbeiter erschienen auch als bedrohlicher Kontrast zum bürgerlichen Ideal der familiären Privatsphäre. Die gesundheitlichen, «sittlichen» und politischen Folgen dieses Wohnungsproblems boten immer wieder Anlaß, nach (finanzierbaren) architektonischen Realisierungsmöglichkeiten für jenes Leitbild des Arbeiterwohnheimes zu suchen. Die Vorreiterfunktion, die der Arbeiterwohnungsbau in Ulm vor dem Ersten Weltkrieg spielte, ist das Thema des Buches von Jörg Haspel, das aus einer Tübinger kunsthistorischen Dissertation hervorgegangen ist. Es beschränkt sich nicht auf Ulm, sondern entwickelt seinen Gegenstand vor dem Hintergrund einer breiten Revue der unterschiedlichen Formen des Arbeiterwohnungsbaus in Württemberg.

Zu den relativ frühen Versuchen, der Wohnungsnot der Unterschichten und gleichzeitig ihrer geringen Seßhaftigkeit entgegenzusteuern, sie also möglichst an einen Betrieb zu binden, zählt der Bau von Mietwohnungen durch private Industriebetriebe oder staatliche Unternehmen. Aber meistens – und so auch in Ulm – war dieser Werkwohnungsbau einseitig an ökonomischen Zielsetzungen ausgerichtet. Er mündete daher in der Regel in dem Bau von Massenwohnungen: Die wohl erste Ulmer Mietskaserne (Seite 243) entstand Mitte der 1860er Jahre als Unterkunft für Bahnhof-Bedienstete, und von ähnlicher Gestalt war eine Reihe weiterer Häuser für Eisenbahner und Postler. Das bekannteste Gegenmodell angesichts solcher Massenquartiere, die gerade keinen Beitrag zu jener erstreb-

ten Verbürgerlichung der Arbeiter leisten konnten, waren ohne Zweifel die Kruppschen Arbeiterkolonien in Essen. In Württemberg wurden sie nach der Jahrhundertwende vor allem in Form der Textilarbeitersiedlung Gmindersdorf in Reutlingen-Betzingen nachgeahmt; deren Bedeutung würdigt Haspel in einem rund 60seitigen «Exkurs». Die Arbeiter lebten hier größtenteils in Zwei- bis Vierfamilienhäusern mit relativ großzügigen und deutlich voneinander abgetrennten Wohnungen. Sie hatten vielfach eigene Gärten, deren Kultivierung sie vom Wirtshaus abhalten und deren Erträge ihnen niedrige Löhne zumutbar machen sollten, und waren im übrigen mit einem umfassenden Netz von Wohnfolgeeinrichtungen wie Lebensmittelgeschäften, Kindertagesstätten und einem Altenheim ausgestattet. Der ländlich-romantisierende Baustil des Architekten Theodor Fischer, der das schwäbische Bauernhaus explizit als Vorbild des Arbeiterwohnbaus pries, brachte das Bemühen, die Arbeiter im konservativen Sinne zu «erziehen», sinnfällig zum Ausdruck: Gmindersdorf war – und ist teilweise noch – geprägt durch tiefgezogene Walmdachflächen, Zwerchgiebel, Sichtfachwerk und andere Holzbauelemente.

Die architektonische Gestaltung von Gmindersdorf, die aufgelockerte Bebauung war zwar dazu angetan, die Arbeiter den bürgerlichen Familien- und Lebensvorstellungen näherzubringen. Doch bürgerliche Eigentumsbegriffe konnten ihnen hier nicht beigebracht werden –, die Arbeiter waren in Gmindersdorf nur Mieter. Der Ulmer Kommunalwohnungsbau seit Anfang der 1890er Jahre ging in dieser und in anderer Hinsicht noch einen entscheidenden Schritt weiter. Seine Bedeutung bestand zum einen darin, daß die Arbeiter nicht nur im Grünen wohnen konnten, sondern auch Eigenheime im Grünen erwerben und so in ihrer Schicht als Vorreiter der *schwäbischen Häuslebauer-Mentalität* (Seite 378) wirkten. Zum anderen war das Ulmer Modell dadurch gekennzeichnet, daß nicht ein Arbeitgeber, sondern die Stadtgemeinde selbst in großem Umfang Arbeiterwohnungen erstellte, vorfinanzierte und dann auf Ratenbasis weiterverkaufte. Dies mit dem Anspruch, die Wohnungsnot nicht nur der städtischen Bediensteten, sondern aller arbeitenden Schichten zu lindern. Insgesamt wurden so bis 1914 über 300 Häuser mit 450 Wohnungen für etwa 2700 Menschen gebaut; damit versorgte man rund die Hälfte des Ulmer Bevölkerungszuwachses der vorangegangenen zwanzig Jahre mit Wohnraum.

Die einzelnen Etappen dieses Ulmer Kommunalbauprogramms zeichnet Jörg Haspel detailliert nach. Ebenso sorgfältig beschreibt er die Vielfalt der dabei realisierten Haus- und Bautypen und ordnet ihre Stilelemente architekturhistorisch ein. Die außerordentlich reichhaltigen Abbildungen, Fotografien, Grundrisse und Hausskizzen ermöglichen dem Leser, die nicht immer sehr flüssig geschriebene Analyse des Autors nachzuvollziehen. In Ansätzen löst der Autor auch seinen Anspruch ein, Architekturgeschichte als Sozial- und Alltagsgeschichte zu schreiben; unter anderem erwähnt er die Repressionen, denen die Eigentümer der Ulmer Arbeiterwohnungen durch die Stadtbehörden ausgesetzt waren, denn diese

behielten sich kaufvertraglich das Recht vor, Untermietverhältnisse und Nebenerwerbstätigkeiten der Hausbesitzer in ihren Heimen zu genehmigen sowie in Streitfällen das Eigenheim unter Preis zurückzukaufen!

Unverständlich ist nur, warum dieses sonst so kenntnisreiche Buch seinen Leser an keiner Stelle auf die eben die alltagsgeschichtliche Ebene des Ulmer Kommunalwohnbaus vor 1914 thematisierende, bereits 1989 erschienene kulturwissenschaftliche Monographie von Karl-Heinz Rueß hinweist. Aber dieser Schönheitsfehler tut der Gediegenheit des hier zu besprechenden Werkes keinen Abbruch.

Thomas Kühne

**Beiträge zur Volkskunde in Baden-Württemberg.** Band 5. Herausgegeben von den Landesstellen für Volkskunde Freiburg und Stuttgart, vom Badischen Landesmuseum Karlsruhe und vom Württembergischen Landesmuseum Stuttgart. Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1993. 387 Seiten mit vielen Abbildungen. Pappband DM 30,-

Die vier Herausgeber bürgen für die Qualität der in diesem Band versammelten zehn Aufsätze und fünf Berichte zur baden-württembergischen Volkskunde, die den verschiedensten Themen gewidmet sind. So skizziert Casimier Bumiller den Hausierhandel im Killertal. Wolfgang Seidenspinner greift ein Thema, das die *Volkskunde bisher kaum beackert hat*, auf und gibt den allgemeinen Forschungsstand über die Jenischen wieder, über jene *schädliche, herrnloß, schwaifende und sonsten berüchtigte perschoenen als da sein petler, wahrsager, lanzknecht, winklschreiber, lantlaufer, spiller*. So nennt sie eine Quelle von 1650, später heißen sie meist Jauner, Zigeuner oder Vaganten. In einem weiteren Aufsatz «spiegelt» Seidenspinner die Errichtung eines Fachwerkhauses in Nagold anhand eines Bautagebuchs von 1777. Michael Prosser untersucht das Phänomen der «Schwarzwaldklinik», einer der populärsten Fernsehsendungen der 1980er Jahre. Andreas Schmidt verwendet die 1832 einsetzende Chronik des Josef Anton Nonnenmacher (1820–1891) aus Neudenau, heute Landkreis Heilbronn, als *Beispiel für die Vermittlung von interner und externer Analyse einer archivalischen Quellengattung*.

Martin Scholze geht der Geschichte und Problematik der einstigen «Weltsprache» Volapük, Vorläufer des Esperanto, nach. Helmut Kahlert zeichnet die Entwicklung der Uhr zum Alltagsgut auf, wobei ihn insbesondere interessiert, *seit welchem Zeitraum Uhren in Deutschland so stark verbreitet waren, daß sie als selbstverständliche Attribute des täglichen Lebens gelten konnten, also aus Sachgütern mit starkem Symbolgehalt zu vorwiegend funktional bestimmten Gebrauchsgegenständen geworden waren*. Christine Burckhardt-Seebass macht sich Gedanken über die kleinen Museen und deren *Projektionen von Heimatlichkeit*. Brigitte Heck stellt die Entstehung der volkskundlichen Abteilung des Badischen Landesmuseums Karlsruhe dar, indem sie den Fragen zur *Perzeption und Rezeption von Kul-*